

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

200 (30.8.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 70

Wie man Gemüse behandelt.

Von Clara Schuppfi-Germann.

In vielen Haushaltungen verdirbt so manches vom Gemüse, weil man es nicht zu behandeln versteht.

Die Hülsenfrüchte (Bohnen, Erbsen, Linjen) werden am besten in getrocknetem Zustande aufbewahrt.

Im Sommer, wo es Gemüse in Hülle und Fülle gibt, und wo die Hausfrau alle Vorteile des Marktes ausnützen will, muß man frisches Gemüse häufig mehrere Tage aufheben.

Schwieriger ist die Aufbewahrung im Herbst für die lange gemüselärmere Winterzeit.

Im Keller genügt es, die Gemüse in Sandbeete einzuschlagen und je nach der Stärke des Frostes durch Ueberdeckung von Raub oder Stroh zu schützen.

Allerlei.

Ein mißverständenes Geschenk. In der September-Nummer des 'Winfors Magazine' findet sich folgende hübsche Erinnerung an den verstorbenen chinesischen Staatsmann Li Hung Schang.

Hus den Witzblättern. 'Jugend'.

Vom Tiroler Bauerntheater. In einem Passionspiel erscheint dem Judas, nachdem er den Herrn verraten hat und von Qualen der Meute gefoltert wird, der Teufel.

Der Kloaßen-Sepple ist ein im ganzen Dorf bekannter alter Schnapsbruder. Dabei besitzt er jedoch unbedingt schauspielerisches Talent und spielt im heimatischen Bauerntheater stets eifrig mit.

Aus'm heiligen Landl. In einem Tiroler Dorfwirtshaus, dessen Besitzer als eifriger ultramontaner Parteigänger und frommer Vettruder bekannt ist, verlangt ein fremder Tourist an einem Freitag Fleisch zu essen.

Der Berliner in den Alpen. 'Jetzt haben sie uns die Schweizerküchen aus Banskow hier noch schon nachgemacht!'

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 70.

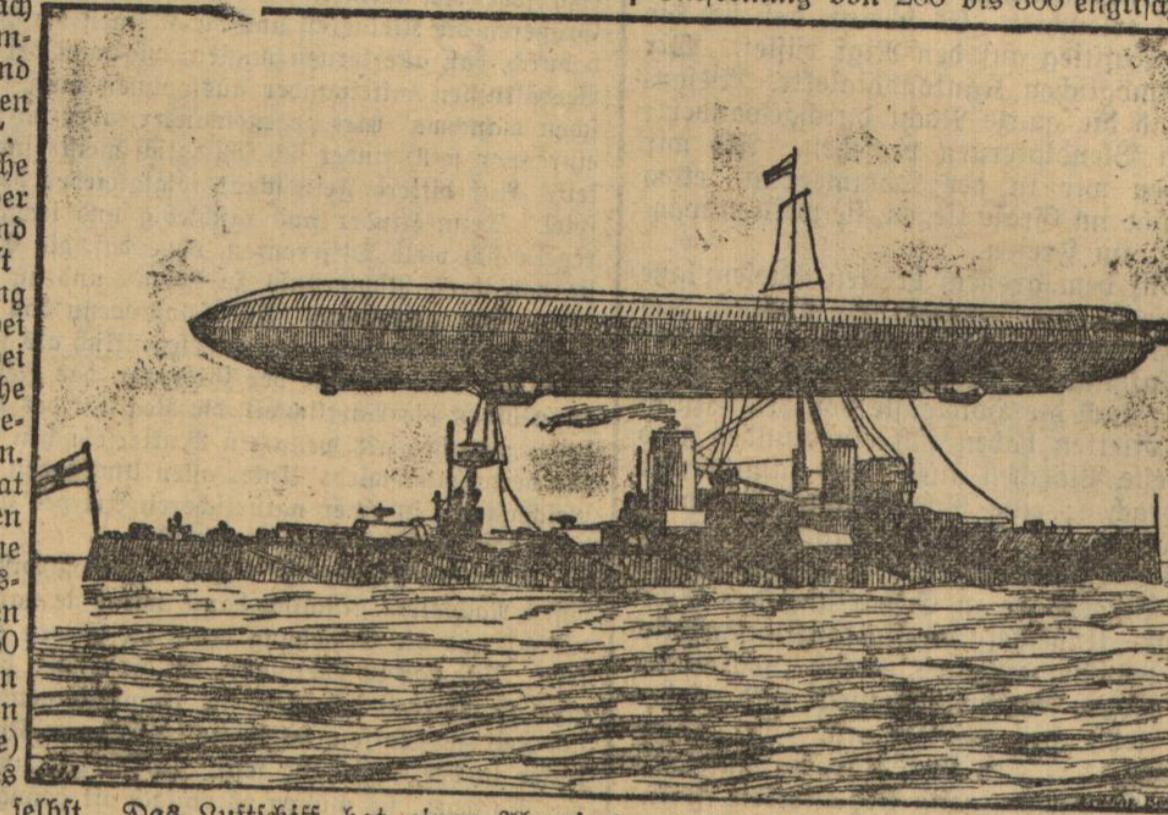
Karlsruhe, Montag den 30. August 1909.

29. Jahrgang.

Ein englischer 'Dreadnought' und Zeppelins Luftschiff.

Unser Bild gibt einen recht lehrreichen Vergleich zwischen dem neuesten Zeppelinschen Luftschiff 'Z. III.', mit dem die Fahrt nach Berlin unternommen wurde, und einem englischen 'Dreadnought'.

Distanz beträgt 6 bis 9 Mann, aber es kann für eine auch 30 Mann tragen und vier Tage in der Luft bleiben.



Das Zeppelinsche Luftschiff von der letzten Größe und Konstruktion ist 135 Meter lang und hat zwei Motoren und zwei Schrauben, welche durch Benzin getrieben werden.

Das Luftschiff hat einen äußersten Aktionsradius, ohne den Feuerungs-vorrat zu ergänzen von 600 zu 750 englische Meilen (4/5 engl. Meilen = 1 deutsche Meile) nach Angaben des Grafen Zeppelin selbst.

Das englische 'Dreadnought' ist von Stahl gebaut, 142 Meter lang, hat 18 Kessel und Turbinenmaschinen mit 8 Schrauben. Es braucht Kohlen- und Oelfeuerung. Ein längerer Lauf ohne zu stoppen ist 4000 Meilen über den Atlantischen Ozean gewesen bei 17 Knoten in der Stunde im Durchschnitt.

Bergstieg und Bergfahrt.

(Schluß.)

W-n. Eine Bergfahrt ist schön, schöner noch ein Bergstieg. Nun kann man ja in der Schweiz, will man höhere Punkte erklimmen, der Bergbahnen nicht entbehren.

So äußern sich Schweizer, die Söhne der Berge, die alle Vorteile des Bergsteigens und Weg und Steg kennen. Der Fremde, der weniger des Bergwanderns kundig, begnügt sich zunächst, auf den Rigi zu gehen, der nur 1800 Meter hoch ist, aber gleichfalls eine hübsche Aussicht bietet.

art Gebrauch. Aber ich wollte eben laufen und steigen; diesen guten Voratz hatte ich nicht zu bereuen. Der Rigi ist ein in den Vierwaldstätter See hinein-geschobener Bergriiden.

Nach knapp vier Stunden und nach Bergiehung manchen Schweißtropfens hatten wir Rigi-Staffel erreicht, nachdem wir die Sotellkolonie Rigi-Kaltbad, passiert, auf der bekanntlich vor 45 Jahren Raffale sich kurz vor dem tödlich verlaufenen Duell mit dem Junker v. Radowik aufgehalten hatte.

Etwas um 1 Uhr nachts hörten wir unter unserm Nachtquartier unaufhörlich Schritte. Sie nahen und verhalten wieder; auch längeres oder kürzeres Gespräch schlägt an unsere Ohren.

Menschenverkehr zu herrschen, wie in einem beliebigen, an einer belebten Straße liegenden Hotel einer Großstadt. Die Menschenmassen werden immer zahlreicher, mit dem Schlaf ist's vorbei. Ich betrachte diese Wanderung, die sich in der Richtung des Nigi-Kulm bewegt. Halt, es ist ja Sonntag — es war der 1. August — die Schweizer lassen sich den Sonnenaufgang auf „ihrem“ Nigi an einem schönen Sonntagmorgen nicht entgehen. Jetzt klopf auch schon der Hausburche an unsere Tür: „Usteba zum Sunnaufgang!“ Bald sind wir mitten unter den Morgenwanderern. Unten liegt Rijnacht, am Wege zur sogen. Kohlen Gasse, durch die der Geisler kommen mußte; (siehe Schilders „Zell“, führt vom Nigi aus hinunter) und verschiedene andere Ortschaften hell erleuchtet. Es scheint, daß sich die halbe Umgegend zum Aufstieg auf den Nigi rüstet. Wir hören denn auch alle möglichen Kantonsdialekte. Besonders jüngere Leute sind die ganze Nacht durchgewandert; viele sind mit kleinen Blendlaternen versehen. Als wir aufwärts kletterten, sahen wir in der Dämmerung etwa zehn schwarzbraune Kühe im Grase liegen, sie weilten während der ganzen Nacht im Freien.

Endlich sind wir auf dem großen, breiten Wiesenplateau beim Gasthaus Nigi-Kulm angekommen, von welchem aus der Sonnenaufgang zu betrachten ist. Wir sind nicht die ersten. Hier bis fünfshundert Männlein und Weiblein sind bereits anwesend; auch die Hotelgäste des Nigi-Kulm in allen möglichen Toiletten haben sich eingefunden und jeder sucht sich das beste Plätzchen aus. Das summt und schwirrt in allen Sprachen; eine Schweizer Musikkapelle in grüner Tracht bläst einen feierlichen Marsch. Es ist etwas Eigentümliches um diese halben oder ganzen Stunden, die man in der Bergeshöhe in Erwartung des Sonnenaufgangs verbringt. Ungemein häufig fällt unser Blick auf die östliche Seite des Firmamentes, ob sich „noch nichts entdecken lasse“. Fernrohre werden aufgesteckt und wieder eingezogen. Wieder setzte die Kapelle ein. Da... ein ganz schwacher Schimmer... es ist 5 Uhr, sie muß aufgehen. Die Zahl der Sonnenaufgangs-Begeisterten ist inzwischen fast auf 1000 angewachsen. In großen Koffern schleppen die Anvisiertartenverkäufer ihre Waren herbei. Es schon fast hell. Jetzt wird der Schimmer deutlicher. Wir sehen einen hellroten Streifen sich zwischen durchziehen... Die Sonne geht auf. Der Streifen wird größer, heller, wird eine brennende Lampe, die mit einem blaßroten Papierstreifen bedeckt ist. Ein herrliches Schauspiel. Ah, oh, oh! entringt es sich den Lippen der gespannt nach dem einen Punkte Blickenden. Es geht rasch, der hellrote Streifen verwandelt sich zu einer Kugel, die immer größer wird. Plötzlich ist die Sonne durch die Wolken geschlüpft, jetzt ist sie gänzlich dem Nebelbaldlicht entronnen, das Farbenspiel vermindert sich... der Sonnenaufgang ist vorbei. Es ist das Wert einer halben, schwerlich einer ganzen Minute. Und um deswillen opfern die Schweizer eine ganze Nacht und die Fremden den teuren Aufenthalt in einem Berg-hotel. Und alle sind sich darüber einig, daß dieses Opfer nicht zu groß war, um eines der herrlichsten Naturschau-spiele bewundern zu können.

Gleichsam als Fortsetzung des Sonnenaufgangs auf dem Nigi leuchten beim Bestrahlen durch die Sonne die näheren und entfernteren Berge mit ihren Schneeflächen glitzernd auf. Wir geben jenen Weltenbummlern recht, die behaupten: Das schönste Land ist doch die Schweiz!

Der Aufstieg von einem Berge, wenn er noch dazu ziemlich steil ist, bedeutet manchmal für die Reine eine größere Anstrengung wie der Aufstieg. Das wird oft verkannt. Das Schwerkraft des Körpers ist zum allergrößten Teil in die Knie verlegt und gerade diese werden beim steilen Abstieg über Gebühr angestrengt und führen mit Sicherheit eine starke körperliche Ermüdung herbei. So ging es auch beim Aufstieg vom Nigi. Wir fühlten uns bei der Ankunft in Bignau müder, als am Tage vorher in Nigi-Staffel nach dem Aufwärtsmarsch. Aufstieg wie Abstieg gab uns die seltenste Gelegenheit, Alpenmilch, „frisch von der Kuh weg“, zu trinken. Wir verglichen sie mit ihrem starken Fettgehalt, mit ihrem Wohlgeschmack im Geiste mit jener Milch, die wir Groß-

Die Erziehung durch Geschwister.

Bedauerndwert jedes Kind, das das einzige Kind seiner Eltern ist. Die Mutter verhätschelt es und der Vater vergöttert es. Und beide behandeln das arme Würmchen als Kind nur, solange es noch in den Windeln liegt. Sie übermüden sein kleines Gehirn, sie mühen ihm frühzeitig das Verständnis eines Erwachsenen zu. Das Ergebnis sind die verzogenen, die unfideli-schen und die frühreifen Kinder!

Aber wo Geschwister sind, da geht die Erziehung im ganzen doch sehr viel natürlicher vor sich. Unmerklich erziehen die Grobheren die Kleineren und die Kleinen die Grobheren. Und zwar dadurch, daß alle lernen müssen, wie man bei einmal gegebenen Verhältnissen miteinander auskommen muß. Die Köpfe stoßen schon manchmal hart gegeneinander, aber da man sie doch nicht einrennen will, findet sich schließlich meist eine Vertragsmöglichkeit. Auf bittere Feindschaft folgt wieder heiteres Zusammenspiel. Denn Kinder sind raschlebig und tragen nicht nach. So regeln sich viele Differenzen, ohne daß die Eltern nötig haben, sie vor ihren Richterstuhl zu holen und zu einer großen Angelegenheit zu machen. Und selbst wenn das natürliche Gerechtigkeitsempfinden der Kinder sich gelegentlich als mangelhaft erweist, wenn die rohe Gewalt der Grobheren das Feld behauptet, selbst dann bleibt die Billigkeit, die Realität des Lebens immer noch besser gewahrt, als wenn ein Mütterchens gegen jeden Widerspruch verbummelt wird. Unter allen Umständen geht das Kind mit Geschwistern in einer natürlicheren Art des Gemeinschaftslebens drin, als das Kind ohne Geschwister.

Aber die Erziehung durch die Geschwister hat auch ihre bösen Nachteile. Nämlich dann, wenn sie gar zu sehr überhandnimmt und die Erziehung durch die Eltern gar zu sehr zurücktritt. Und das ist überall da, wo die Eltern durch Erwerbsarbeit oder Hausarbeit allzusehr in Anspruch genommen sind. Um sich Zeit zu schaffen, lassen sie die älteren Kinder ihre Stellvertreter in der Erziehung sein. Ob sie das unbedenklich tun oder mit Sorgen: sie müssen es einfach oft genug. Und sie glauben die Kleinen immer noch am besten aufgehoben, wenn sie sie den eigenen Geschwistern anvertrauen.

Aber alle Geschwisterliebe reicht nicht aus, um so einen ein-jährigen oder zweijährigen Schützling immer zu versehen. Es reicht ja wie oft auch die Mutterliebe nicht aus dazu. Und dann geschehen ungewollte und unbegriffene Torheiten und Bosheiten, die für die Kleinen aber doch viel Angst, Unbehagen und Leid bedeuten. Zum Beispiel so: Die Grobheren haben den Kleinen im Sportwagen mit auf die Wiese genommen. Nun benutzen sie diesen Wagen zu einem für sie sehr lustigen Spiel. Immer einer der Grobheren muß sich hineinsetzen, wird in rasendem Tempo dahingefahren und dann plötzlich herausgeschleudert. Der Kleine trümpelt hinterher, aber er weint heftig, wenn die anderen kreischend und johlend den umgeschlagenen Wagen umlangen. Ganz offensichtlich ist er über jeden solchen Sturz sehr erschrocken, weil es sein Wagen ist, in dem er sonst selber sitzt. Aber die großen Kinder alle miteinander kommen auf diese Vermutung nicht; sie meinen eher, der Kleine müsse doch mitlachen und empfinden ihn als eine Art Spielverderber. Sie herrschen ihn unfreundlich an und vermehren nur seine Furcht. — Später wird das Kleine wieder in den Sportwagen gehoben und eines der Aelteren wippt es hin und her, natürlich in der wohlgemeinten Absicht, es zu erfreuen. Aber das Kind schreit wie außer sich. Wieder ist ganz zweifellos, daß es noch die Erinnerung daran hat, wie vorhin die großen Kinder aus diesem Wagen herausgeschleudert wurden. Und wieder können die zehn- und zwölf-jährigen Geschwister nicht begreifen, warum das Kind so aufgeregt ist. Sie schaukeln es mehr und treiben es nur zu größerem Entsetzen, denn es fürchtet nun erst recht, herauszufallen. Schließlich nehmen sie das Kleine auf gut Glück wieder heraus und treffen damit zufällig das richtige Mittel, es zu beruhigen. Aber was muß das arme Ding erst ausstandes haben in seiner Angst und seiner Unfähigkeit, sich seinen harmlosen Peinigern verständlich zu machen. Ist es nicht schauderhaft eindringlich, was solche ganz „gewöhnlichen“ und alltäglichen Szenen predigen? Eine ungeheure Fülle von Kinderjammer erträgt die heutige Gesellschaft. Die eine Hälfte, ohne zu wissen, was dabei gesündigt wird, die andere ohne daran zu denken, wie das anders werden mußte.

Und die Eltern selber, die Unberrechen, die proletarischen? Ach, sie sollen doch nicht glauben, die Sache sei erledigt, wenn sie die Grobheren gründlich verprügeln für Fädelässigkeiten an den Kleinen. Auch die Grobheren sind ja Kinder, und Kinder, die um ihre Jugend mindestens zum Teile betrogen werden. Verlangt lieber für sie alle, für die Kleinen wie für die Grobheren, von der Gesellschaft Einrichtungen, die im Kinde das Kind ehren und glücklich machen: Kindergärten und Schulheime.

Mwamba.

Von Hermann Gessle.

Wir standen fröstelnd auf Deck, horchten auf die See und auf das Stampfen der Maschine. Der Himmel war von dicht gedrängten wolgigen stampfgrauen Wolken bedeckt, das Meer umgab uns von allen Seiten, leise wogend, fahl und traurig.

Vor uns auf einer Tonne Mwamba, der Neger, rauchte Zigarren, wiegte sich im Takte der Maschine, rollte die Augen und erzählte Geschichten. Für jede Geschichte bekam er eine Zigarre, was meistens zu gut bezahlt war, denn sehr viele von seinen Geschichten taugten gar nichts, und unter andern Umständen hätte kein Mensch ihn angehört. So aber standen wir schweigend und verdrießlich bei ihm, gaben ihm Zigarren und hörten ihm zu, wie wir dem Winde und dem See und der Maschine zuhörten, nur um die Zeit vergehen zu fühlen und uns vor dem eigenen Mikrum zu retten.

„Erzähle“ rief alle paar Minuten ein anderer, und streckte dem Neger eine Zigarre hin.

Danke Herr, ich erzähle. Ein Mann war krank und hatte Schmerzen in seinen Gliedern. Er schrie immerfort, weil er Schmerzen hatte. Da kam ein anderer Mann zu ihm, der brachte zwei Pfund Schmalz. Und der fränke Mann aß das Schmalz auf, er wurde fürchtbar unwohl und mußte sich elf mal erbrechen. Aber dann war er wieder gesund.

„Dummes Zeug, was du erzählst!“ rief ein anderer, hier nimm und erzähle etwas besseres, aber was von deinen eigenen Streichen, du Gauner.“

„Gut, Herr, ich erzähle. Vor langer Zeit, als ich noch ein schlechter Mensch war, habe ich, Mwamba, manchen schlümmen Streiche vollführt. Jetzt ist Mwamba gut und er erzählt den Männern viele Geschichten immer für kleines Geschenk.“

„Als ich noch ein Knabe war und keine Lächer an mir trug, da wollte ich nicht gern Mais mahlen oder den bösen Sad tragen, oder die Ziegen melken. Das Arbeiten schien mir keine gute Sache zu sein, und meinen Gliedern gefiel es nicht, sich zu plagen und müde zu werden. Mein Vater war damit nicht zufrieden und oft gab er mir zwei Wochen lang kein Stück Brot und sonst nichts zu essen. Da ging ich in unserm Dorf umher zwischen den Hüften und nahm hier und dort etwas Gutes mit, zuweilen ein Brot und einen Käse und aus den Gefäßen der Nachbarn trank ich heimlich die süße und die saure Milch, wozu ich ein getrochnetes Schilfrohr benützte.“

Der Neger schwiig und grinste. „Weiter, Mwamba“, riefen wir ungeduldig. „Ich habe erzählt“, erwiderte er lächelnd. „Angefangen ja, und nun erzähle weiter.“ „Nein, keine Zigarre, verdiene sie erst!“

Ich fahre fort, Herren, Mwamba ist kein Betrüger, o nein. — Ich erzähle. Als ich elf Jahre alt war, hörte mein Vater von einem Dieb, der in einem andern Dorf wohnte. Es war ein Meisterdieb, berüchtigt in seinem Gewerbe, und er nahm auch Lehrlinge zur Ausbildung an. Von diesem hörte mein Vater. Da beschloß er, ich müßte zu diesem in die Lehre. Und er brachte mich zu ihm und versprach ihm ein Lehrgeld zu geben, wenn er auch mich zu einem richtigen und guten Dieb mache. Sie wurden einig, schlugen einander auf den Rücken und spuckten auf die Erde, und ich blieb bei dem Manne.

Wieder hielt er inne, baumelte mit den Beinen und sah uns an.

„Weiter du!“ rief man ihm zu. „Weiter bitte, sagte nun auch der Neger und streckte die

Hand aus, bis ich eine Zigarre drauslegte. Dann fuhr er fort:

Danke, Herr, Mwamba, ist dankbar. Ich erzähle von dem Diebsmeister. Er war ein berühmter Meister, so sagten die Leute. Ich blieb bei ihm und er lehrte mich stehlen, aber ich lernte von ihm nichts Neues. Alles, was er mich lehrte, wußte ich schon lange. Wir gingen miteinander umher und stahlen, aber oft ging es uns schlecht, und wir hatten nicht viel zu essen. Da liesen wir einmal umher und kamen auf den Weg, der durch den großen Wald führte. Und wir versteckten uns an der Seite des Weges.

Mein Meister seufzte sehr und sagte, wenn ich nur die Ziege bekommen könnte! Aber wie sollte ich die Ziege bekommen? Die Ziege wird niemals mein werden.“ Da lachte ich, Mwamba, und sagte zu ihm: „Ich will machen, daß die Ziege dein wird.“ Da war der Meister froh und trübte sich. Und ich sagte zu ihm: Gehe hinter diesem Mann an der Straße, bis du sehen wirst, daß er sein Tier anbindet und stehen läßt. Dann stieh es und treibe es schnell zum Walde hinaus. Der Meister folgte mir. Ich aber, der Sohn meines Vaters, ging in den Wald hinein und versteckte mich, und als der Mann mit der Ziege vorüber kam, fing ich an zu schreien, wie der Vock schreit. Der Mann dachte, es habe sich ein Vock im Walde verlaufen, und um den Vock zu fangen, band er seine Ziege an einen Baum, und verlieh die Straße. Dann lockte ich ihn so lange mit Meckern und Schreien im Walde herum, bis mein Meister die angebundene Ziege losgemacht und weggeführt hatte.

In einem entlegenen Ort traf ich den Diebsmeister an. Wir töteten unsere Ziege und zogen ihr das Fell ab, und da tat es mir leid, daß ich sie dem Meister überlassen und nicht für mich selber gestohlen hatte. Alles ist wahr, was Mwamba sagt. Nun schickt mich der Meister an den Fluß hinüber, damit ich das Fleisch und das Fell wasche. Es war Abend geworden, und dunkel und ich ging an den Fluß. Dort nahm ich das Ziegenfell und schlug mit einem Stocke drauflos, daß es klatschte und zugleich erhob ich ein lautes Jammergeschrei. Wollt ihr hören, wie Mwamba geschrien hat? Nicht, also nicht.

Mein Lehrmeister rief herüber und fragte, was es gebe. Ich antwortete ihm klagend und rief ihn um Hilfe. Ich sagte, der Besitzer der Ziege sei mit einem Manne über mich hergefallen, und drohte mich zu erschlagen. Er aber war sehr feig, und als er mich so schreien und klagend hörte, lief er davon, um sich zu retten. Da brachte ich das Fell und das Fleisch der Ziege nach Hause zu meinem Vater.

„Weiter, Mwamba.“ „Ich habe erzählt.“ „Nach weiter, du kriegst einen Schnaps.“

Ich fahre fort. Ich werde einen Schnaps kriegen. Oh, Herr, am folgenden Tage kam der Diebsmeister in unser Haus, um nach mir zu sehen. Als ich ihn kommen sah, bestrich ich mein Gesicht mit Ziegenblut und legte mich auf mein Lager. Dann kam er und fragte, wie es mir ergangen sei, und ich klagte, aber das Fleisch hatte ich versteckt und mein Vater sagte ihm, er solle mich wieder mitnehmen. Aber der Meister klagte, er habe mich nichts mehr zu lehren, und erzählte alles, was er wußte. Er wußte aber nicht, daß er auch noch um die Ziege betrogen war.

Da bezahlte mein Vater das Lehrgeld, und wir hatten die Ziege und der Meister ging in sein Dorf zurück. Es ist kalt, Herr, und ich werde einen Schnaps von Euch bekommen.

So erzählte der Schwarze, und wir hörten ihm zu, lachten über seine Geschichte und schenkten ihm zwei Schnaps. Er sah komisch aus, wie er grinste, seinen lächerlichen, steifen Gut schwang und mit den gelb und braun karierten Beinen an der Tonne trommelte. Seine Schuhe waren von rotem Segeltuch mit ladierten Riemen, Strümpfe trug er nicht.

Wir lächelten, gingen ein wenig auf und ab, rieben uns die kalten Hände und starren dann wieder lange und mühsam in die öde Wette auf den wolgig bewölkten Himmel und das bleigraue, leichtwogende, fahl und traurig in der Ferne verdimerte Meer.